

DAS LICHT VON TABOR



Igor Ekonomzew

DAS LICHT VON TABOR  
oder  
Aufzeichnungen eines Provinzpfarrers

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH  
99734 Nordhausen 2012  
ISBN 978-3-88309-692-6

25. Mai 1985

Gestern erhielt ich meine Ernennung zum Pfarrer in der Stadt Sarsk. Zur endgültigen Bestellung musste ich in der Diözesanverwaltung des Kreisverwaltungsentrums vorsprechen. Früh am Morgen traf ich mit dem Zug aus Moskau dort ein. Ich verließ den Waggon, trat auf den Bahnhofsplatz hinaus und reihte mich in die Schlange der auf ein Taxi Wartenden ein. Wie immer standen am Standplatz viele Leute und alle Blicke richteten sich sofort auf mich. Einige starteten mich geradeheraus an, andere sahen verstohlen kurz zu mir herüber. Die Reihe der Wartenden bildete eine sich formlos bewegende Menge, doch in der Menge entstand um mich herum ein freier Raum, ein magischer Kreis, den niemand überschreiten mochte. Das ist das Tabu. Ich war ein Ausgestoßener, Unberührbarer und der Raum um mich verfemt. Denn nicht umsonst bedeutet das lateinische Wort „sacer“ – und von ihm stammt „sacerdos“ (der Magier, der Priester) – nicht nur geweiht, geheiligt oder Segen spendend, sondern auch dem Fluche verfallen.

Mit diesen auf mich gerichteten Blicken, in denen Neugierde aufleuchtet und Unruhe, manchmal auch Furcht, verächtliche Ironie, oder auch Hass, hatte ich mich in den zehn Jahren meines Priestertums noch nicht abfinden können. Das Gefühl des Ausgestoßenseins war mir eine Qual. Trotzdem verzichtete ich nie auf die Soutane und unternahm keinen Versuch, eine Maske aufzusetzen, in der Menge aufzugehen, völlig einer der ihren zu werden. Das wäre Betrug gewesen, ein verächtlicher Bruch meines Gelöbnisses. Ich trug mein Kreuz. Dabei wusste ich, dass dieser magische Kreis, der mich von der Welt trennt, keine unüberwindliche Mauer ist, ja dass er eigentlich gar nicht existiert, er ist bloß ein Auswuchs eines diabolischen Zwanges und es genügt ein göttlicher Funke, damit das allen offenbar wird. So wie eben jetzt. Eine ältere Frau, die am Anfang der Wartereihe gestanden hatte, kam rasch auf mich zu. „Hochwürden, kommen Sie nach vor“, sagte sie einfach und ruhig. „Danke. Machen Sie sich keine Mühe. Ich habe es nicht eilig.“

„Kommen Sie, kommen Sie“, wiederholte sie. Sofort öffnete sich die Menge schweigend vor mir. Ich zögerte. In der Wartereihe waren Kinder und ich war nicht in Eile, doch andererseits fühlte ich, dass ich den Vorschlag nicht ablehnen durfte, allein deswegen nicht, weil er von Herzen

kam. Auch weil mein weiterer Verbleib in der Schlange der Wartenden belastend und quälend für mich und die Menschen um mich herum wäre. Dann allerdings kam die Entscheidung leicht und schnell. Plötzlich trat zu mir ein Taxifahrer. Jung und frei schritt er herzu, fast würde ich sagen, wie ein Husar. Ohne jede offensichtliche Scheu vor der Menge genoss er seinen eigenen Wagemut und sagte laut: „Segne mich, Vater!“ „Es segne dich Gott“, antwortete ich. Der Taxi fahrende Husar gab sich damit nicht zufrieden. Er verbeugte sich und küsste meine Hand, was auf die Menge wie ein Schock wirkte. Der Fahrer nahm meine Tasche mit den Büchern. „Ach so“, rief er aus, „Ziegel für den Bau eines Gotteshauses! Ein armer Sünder kann so was nicht heben.“ „Gestatten Sie, ich trage sie selbst“, stammelte ich verwirrt. „Nein, auf gar keinen Fall! Kann sein, gerade das wird mir einmal angerechnet.“ Auf den Gesichtern der Umstehenden erschien ein wohlwollendes Lächeln. Der Taxifahrer stellte meine Tasche in den Gepäckraum, öffnete mir die Türe, ließ mich höflich einsteigen, beugte sich nieder, um meine Soutane zu richten, und schloss leise die Wagentüre. Noch ehe sie ins Schloss fiel, drang an mein Ohr böswilliges Gemurmel: „Wie einen Minister bedienen sie ihn! Dass man so etwas noch erleben muss! Wozu hatten wir denn eine Revolution?“ „Geld kratzen die Hühner nicht, so bedienen sie die auch!“ „Eine ganze Tasche voll Geld, nicht zum derheben.“ Der Fahrer warf einen scharfen, durchdringenden Blick in die Menge, wollte etwas sagen, winkte aber dann nur mit der Hand. Nachdem er hinter dem Lenkrad Platz genommen hatte sprach er leise: „Sie leben auf einem Vulkan, Vater, auf einem Vulkan. Diese Leute können nicht nur Hosanna singen, sie können auch kreuzigen, und das echt! So dass die Nägel ins lebendige Fleisch eindringen, damit man die unerträgliche Qual sehen kann. Aber das wissen Sie auch ohne mich. Wohin soll denn die Fahrt gehen? Wahrscheinlich zur Diözesanverwaltung.“ „Ja, zur Diözesanverwaltung.“ „Werden Sie bei uns dienen?“ „Nein, ich habe eine Gemeinde in Sarsk erhalten.“

„In Sarsk? Das Städtchen kenne ich. Dort wohnt meine Schwiegermutter. Die wird sicher bei ihnen Gemeindeglied, sie geht regelmäßig in die Kirche, aber eine echte Hexe, das ist die. Sonst gibt es ja dort viele wie sie, wie Wasser im Bach. Sie fahren in den Schlund der Hölle, Vater.“ „Und mir hat man gesagt, es sei ein ruhiges Städtchen.“ „Ruhig?“ – der Taxifahrer lachte schallend. „Stille Wasser sind tief, dort gehen die

Teufel spazieren! Ihr Vorgänger, der Vater Wassili konnte mit ihnen umgehen. Gott was Gottes ist, dem Teufel was des Teufels ist! Deswegen hat er sich auch bemüht eine hohe Stellung zu erlangen. Er ist in wichtiger kirchlicher Mission auf die Insel Mauritius gefahren! Wo dieses Mauritius ist und was das für eine wichtige kirchliche Mission ist, die der Vater Wassili dort erfüllen soll, ist mir schleierhaft. Aber das ist ja auch nicht meine Sache. Aber der war halt ein Nomenklaturaknecht!“

„Was heißt das, ein Nomenklaturaknecht?“ „Na, Sie zum Beispiel sind kein Nomenklaturaknecht. Das sieht man doch auf den ersten Blick. Deswegen wird es Ihnen ja auch in Sarsk schlecht ergehen. Und hier geht es auch überhaupt nicht um Delikatessen wie Kaviar und Stör. Sie kommen ohne das aus, davon bin ich überzeugt. Aber zum Beispiel muss jetzt die Kirche renoviert werden. Was braucht man dazu? Vor allem die richtige Telefonnummer. Aber das ist noch zu wenig. Wenn Sie kein Nomenklaturaknecht sind, wird gar keiner mit Ihnen reden. Aber mit dem Vater Wassili haben die geredet. Und nicht nur geredet, er wurde auf höchster Ebene empfangen. Auch zu den Aufmärschen am 7. November und am 1. Mai hat man ihn geladen. Auf der Tribüne stand der Vater Wassili gemeinsam mit den Stadtvätern, in vollem Ornat, mit der Kamilawka und dem Kreuz, dem verzierten Kreuz! Allerdings ist ihm da einmal eine kapitale Geschichte passiert. Da hat bei einem dieser Aufmärsche ein besonderer Schlaukopf nach den Ruf „Es lebe die KPdSU“ doch gerufen „Es lebe die Russisch Orthodoxe Kirche“, und die Menge schrie wie es sich gehört „Hurra“. Das ging alles sehr schnell und der Vater Wassili hatte keine Zeit sich richtig zu orientieren und sich „mit Jemandem“ zu beraten. Statt dass er sich sofort zurückgezogen hätte, oder sich wenigstens niedergesetzt hätte, nein, er erhebt sich auf die Zehenspitzen und winkt der Menge mit der Hand zu. Das hat klarerweise „irgend jemandem“ nicht besonders gefallen. Übrigens hat man den Vater Wassili auch nach diesem Vorfall weiterhin auf die Tribüne eingeladen, aber man hat ihm empfohlen sich in den rückwärtigen Reihen aufzuhalten, sich nicht auf die Zehenspitzen zu stellen und der Menge ja nicht mit der Hand zuzuwinken. Ja so eine Geschichte ist ihm passiert.“

„Interessant.“ „Sehr interessant. So kommen Sie nun sozusagen anstelle von Vater Wassili. Aber könnten Sie nicht noch absagen, solange es nicht zu spät ist?“ „Das geht nicht. Außerdem: irgendjemand muss ja auch dorthin gehen.“ „Da haben Sie recht. Irgendjemand muss auch dorthin. Aber doch nicht Sie mit Ziegeln für eine geweihte Kirche! Oder

schicken die Oberen Sie absichtlich ins Verderben?“ „Da glaube ich, malen Sie doch ein zu düsteres Bild.“ „Was die Situation in Sarsk betrifft?“ „Na, Sarsk, oder Angarsk, es gibt doch viele solcher Städte in Russland. Und was die Ziegel angeht, so kann man ja ohne sie tatsächlich keine Kirche bauen.“ „Kannst sie nicht bauen, gar nichts kannst du bauen. Das stimmt schon. Aber Ziegel alleine sind zu wenig. Ein Opfer ist nötig. Ins Fundament einer Kirche muss man die Gebeine eines Märtyrers einmauern. Nur dann wird sie Bestand haben.“ Ich sah erstaunt in den vorderen Spiegel, in dem sich das Gesicht des Fahrers widerspiegelte. In diesem Moment trafen sich unsere Blicke. Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagte er: „Ich bin erst seit kurzem Chauffeur von Beruf. Eigentlich bin ich meiner Ausbildung nach Schauspieler. Ich glaube aus Berufung. Aber meine Künstlerkarriere hat sich aus verschiedenen Gründen zerschlagen. Erstens habe ich diese Aufgabe viel zu ernst genommen, ich war überzeugt, das sei eine mir verliehene Gabe Gottes. Wenn es aber eine Gottesgabe ist, was braucht es dann einen Chefregisseur und warum soll dann irgendeine ideologische Linie nötig sein, die mit der Kulturabteilung abzustimmen ist? Na so haben sie mir einmal eine ums Maul gehaut und nochmals und ein drittes Mal. Ich bekam die Rollen als Lakai im Frack, der auftritt und den Herrschaften meldet „Es ist angerichtet“. Damals, Vater, habe ich getrunken, arg habe ich getrunken und wie! Die Schwiegermutter hat mich vom Trunk geheilt. Eine schlaue Hexe ist die. Für sie ist meine Gabe Gottes, ist ja bekannt, wie Weihrauch für den Teufel. So sagt sie zu mir: „Vitek, Du solltest Taxifahrer werden“. Na, ich trank die letzte Flasche und wurde es. Tauschte die Gottesgabe gegen ein Linsengericht! Seither trinke ich nicht mehr. Nichts, gar nichts. Ich habe mein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden. In der Familie ist alles in Ordnung. Ich verdiene recht gut. Soviel hätte ich mir früher nicht erträumt, als das Publikum mir noch applaudierte. Ich zahle redlich meinen Tribut an den Kolonnenführer und an die anderen Satrapen und trotzdem bleibt ein nettes Sümmchen in meiner Tasche. Das wichtigste ist, dass mir niemand mit einer ideologischen Linie in der Seele herumbohrt. Völlige Freiheit! Ich fühle mich wie ein Mensch. Nicht du bist fürs Publikum da, sondern eine Geißel der Kunden bist du und die sind für dich da. Wenn ich will, fahre ich sie und wenn ich nicht will, dann eben nicht! Im Theater können sie dich auspfeifen, aber hier kannst du sie selbst mit Dreck bespritzen. Und sie sagen nichts, gar nichts, wischen sich ab und gehen weiter. Dafür habe ich



mein Erstgeburtsrecht, meine Gottesgabe verkauft!“ Der Taxifahrer schwieg, ein, zwei Minuten, dann fuhr er fort: „Sie haben mir natürlich nicht geglaubt, als ich vom seelischen Gleichgewicht gesprochen habe. In meiner Seele ist nichts ausgeglichen. In der Nacht träume ich von der Bühne. Dann entscheide ich die immer ewig gleiche Frage: „Sein oder nicht Sein?“ Beten Sie für meine sündige Seele. Ich erinnere mich schon gar nicht mehr, wann ich das letzte Mal in der Kirche war. Es war Ostern. ‚Er hat den Tod besiegt. Er hat durch seinen Tod den Tod besiegt,‘“ wiederholte er nachdenklich. „Offenbar geht es nicht anders. Ja, so fahren auch Sie ins Verderben.“ „Ich gehe meine ganz normale, alltägliche Arbeit zu tun.“ „Nun ja, ... er hat durch seinen Tod den Tod besiegt ... Was mich erstaunt ist, nicht ich ging zu Gott, aber Er ist selbst zu mir gekommen. Als ich Sie sah, habe ich sofort gedacht, den hat Er mir geschickt. Da habe ich mich an mein Erstgeburtsrecht erinnert ... Ja. Nun, da sind wir angekommen. Verzeihen Sie mir, Vater.“ „Verzeihen Sie mir.“ „Ich! Ihnen?“ „Ja bitte, verzeihen Sie mir.“ „Na gut. Leben sie wohl, Vater. Oh Gott! Heißt nicht – Leben Sie wohl – auch ebenso verzeihen sie mir?“ – Der Fahrer half mir meine Bücher bis zum Portal der Verwaltung zu tragen, nahm meinen Segen entgegen und sprach leise: „Vielleicht sehen wir uns wieder.“ „Vielleicht sehen wir uns wieder,“ war meine Antwort.

Die Diözesanverwaltung war noch geschlossen. Aber auf der Bank im Hof des weitläufigen, einstöckigen Gebäudes saßen bereits einige Bittsteller. Aus ihren Gesprächen entnahm ich, dass sie aus einer weit entfernten Gemeinde kamen. Sie bemühten sich, die Rückgabe ihrer unter Chruschtschow geschlossenen Kirche zu erreichen. In Moskau, beim Rat für Religiöse Angelegenheiten, wurden sie nicht empfangen, beim örtlichen Sowjet wollte man nicht mit ihnen reden, im Patriarchat empfahl man ihnen, sich an den Diözesanbischof zu wenden, dessen Meinung, wie man ihnen sagte, bei den örtlichen Behörden Gehör fände. Außer diesen Abgesandten der Gemeinde saß auf der Bank noch eine Frau mit einem Baby und weitere vier Kleinkinder drängten sich um sie herum. Vor einem halben Jahr war ihr Mann gestorben, der Chorleiter der Gemeindekirche. Der Bezirkssowjet bezog sich auf die rechtliche Trennung von Kirche und Staat und verweigerte ihr jede Unterstützung. Die Diö-

zesanverwaltung jedoch gewährte ihr nur eine Pension von 15 Rubel im Monat – und das mit fünf Kindern! Sie nahm alle Kinder mit und kam hierher um eine Erhöhung der Unterstützung zu erreichen. Neben ihr saß noch eine junge Frau von ungefähr dreißig Jahren, im schwarzen Kleid und mit einem schwarzen Tuch um das versteinerte, blasse Gesicht. Sie sprach nicht über sich, doch auf den ersten Blick war mir klar, sie war eine Verwandte, oder auch die Frau eines Selbstmörders, die gekommen war die Erlaubnis für ein kirchliches Begräbnis des Verstorbenen zu erbitten. Frauen mit diesen erstarrten, versteinerten Gesichtern kommen täglich in unsere Diözesanverwaltungen, und in welcher großen Zahl kommen sie. Die Statistik schweigt, um uns nicht durch die erschütternde Tatsache zu betrüben, dass nach der Zahl der Selbstmorde pro Kopf der Bevölkerung, wir offensichtlich den traurigen Rekord der Epoche des Niederganges von Rom weit übertroffen haben. Die Öffentlichkeit verbleibt in glücklichem Nichtwissen und die Stimme der Priester, die sich um die Lebenden und die Toten kümmern, und daher in das schreckliche Geheimnis eingeweiht sind, ist die Stimme eines Rufenden in der Wüste.

Gegen neun Uhr kamen die Angestellten der Verwaltung. Mit Beginn der elften Stunde kam in einer schwarzen Wolga der Diözesansekretär an. Ich erkannte ihn nicht gleich. In den zwei Jahren, in denen wir uns nicht gesehen hatten, hatte er sich sehr verändert. Nein, wahrscheinlich waren seither eher drei Jahre vergangen. Zu dieser Zeit war ich Prüfer für die ‚Geschichte der Orthodoxen Landeskirchen‘ in der Abteilung für Fernstudium am Moskauer Geistlichen Seminar. Damals stand ein junger, dünner und großer junger Mann vor mir, die Soutane hing an ihm wie an einem Stock. Obwohl er sicherlich bereits um die Dreißig war, sah er wie ein unfertiger Jüngling aus. Diesen Eindruck verstärkten die Pickel in seinem Gesicht, der leichte Flaum an der Oberlippe und die vereinzelten Barthärchen am Kinn. Seine Augen blickten erschreckt und ergeben auf mich. Kein Fünkchen Geist leuchtete in ihnen. Vor mir lag die Aufgabe, ihn auf einen Dreier zu bringen. Vierer gab ich nicht gerne. Ich konnte mich in die Lage der unglücklichen Fernstudenten versetzen, die zu Hause die nötige Literatur für das Studium nicht hatten und denen nur dümmliche Lehrbücher am Vorabend der Prüfung zur Verfügung standen. Auch Lehrbücher waren Mangelware. Aber dieses Mal war meine Aufgabe ungeheuer schwierig. Der Prüfling wusste gar nichts. Im

wahrsten Sinne des Wortes nichts. Die Prüfungsfrage, die er gezogen hatte, war eine ganz leichte: „Die Taufe Bulgariens“. Ich schlug dem Kandidaten vor eine andere Frage zu ziehen, er stimmte gerne zu, setzte sich mit tief nachdenklichem Gesicht auf die Vorbereitungsbank, – doch die Geschichte wiederholte sich. Er war stumm wie ein Fisch und sah mir wie vorher in unverschämter Ergebenheit in die Augen, denn hinter dieser unverblühten Ergebenheit verbarg sich die kaltblütige Überzeugung, dass ich ihm nicht nur ein ‚befriedigend‘ ausstellen würde, sondern sogar ein ‚gut‘ oder ‚sehr gut‘. Als ich ihm das ‚nicht genügend‘ aussprach, verzog er keine Miene, jedoch noch am selben Tag kam er zu mir um mir zu sagen, er sei bereit, die Prüfung zu wiederholen und dass er bereits die Zustimmung der Verwaltung dafür habe. Auf die Frage wann er gedächte die Wiederholung anzutreten, sagte er herausfordernd, heute. Das ging über meine Kräfte. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich darauf antwortete. Doch danach sahen wir uns nicht wieder.

Ich war für das heutige Treffen bereit. Mir war bekannt, dass er, nachdem er in zwei, drei Jahren eine schwindelerregende Karriere gemacht hatte, der Sekretär in eben der Diözese geworden war, in der ich nun dienen sollte. Trotzdem erkannte ich ihn nicht gleich. Anstelle des kränklichen, hoch aufgeschossenen Jünglings sah ich einen gewichtig zum Tor der Verwaltung schreitenden, stattlichen Würdenträger der Kirche. Sein Bart war länger und dichter geworden. Erst jetzt konnte man ihn Bart nennen, denn die spärlichen Härchen, die vor drei Jahren sein Kinn zierten, hätte man damals nur in herablassender Ironie als solchen bezeichnen können. Sein Blick irrte nicht mehr unruhig hin und her, er hatte sich eine strenge Unbeweglichkeit erworben. Keinen Blick gönnte der Diözesansekretär den Besuchern, die bei seinem Eintritt aufstanden, denn sie verstanden sofort, dass hier der große Chef sei, von dem die Zukunft ihrer Gemeinde abhängt, sowie die Pension und die Einsegnung des unglücklichen Verblichenen, der selbstherrlich sein Leben beendet hatte.

Die Witwe des Chorleiters sprach als erste vor. Aus dem Wartezimmer ertönte lautes, anhaltendes Streiten, man wollte sie nicht mit den Kindern zum Diözesansekretär vorlassen, sie aber setzte sich durch. Die

Audienz dauerte nur fünf Minuten. Die arme Frau kam in Tränen zurück. Sie weinte laut, das Baby schrie. Es jammerten die anderen Kinder. „Mütterchen, beruhigen Sie sich,“ sagte ich, „Gott wird sie nicht verlassen.“ „Die Kirche Gottes verweigert uns jede Hilfe.“ „Der, der sie Ihnen verweigerte, ist nicht die Kirche. Rätseln Sie nicht über die Zukunft, es kommt ein neuer Tag und es wird Essen geben und für heute helfe ich Ihnen.“ Aus der Börse nahm ich alles darin befindliche Geld, es waren ungefähr zweihundert Rubel, und drückte es der Frau in die Hand. Die Vertreter der Kirchengemeinde räusperten sich und begannen aus ihren Taschen allerlei zerdrückte Rubel hervorzukramen. Dreier, Fünfer und Zehner. Die Frau in Schwarz beobachtete die Szene schweigend und reserviert. Plötzlich zeigte sich ein erstes Anzeichen von Leben in ihrem versteinerten Gesicht. Sie öffnete ihre Handtasche, entnahm ihr ein offensichtlich gerade erst in der Sparkasse geholtes, noch versiegeltes Päckchen neuer Banknoten und gab es der Witwe des Chorleiters. „Er wird es nicht mehr brauchen,“ sagte sie, „und ich benötige nichts.“ „Meine Lieben, meine Guten,“ stieß die Witwe gerührt hervor, – „wie soll ich euch für all dies danken.“ Sie schlug ein großes Kreuzzeichen, drückte das Baby an die Brust und verneigte sich tief. „Kommt, Kinderchen, kommt. Es gibt noch immer gute Menschen auf der Welt. Wir werden nicht zugrunde gehen. Oh, ich danke Dir Gott, ich danke Dir! Gelobt sei Jerusalem,“ begann sie einen Psalm zu singen und ging zur Tür.

Danach wurde die Frau in Schwarz empfangen. Die Frage der Einsegnung des Verblichenen traf offenbar auf keine Schwierigkeiten. Mit den Toten hat man es immer leichter. Der Diözesansekretär entschied die Frage aus eigener Machtvollkommenheit, ohne bürokratische Hürden, das heißt ohne die nötige Zustimmung des regierenden Oberhirten. Schweigend schrieb er einige Krakel auf das Bittgesuch der Frau. Somit konnte der Entschlafene diese Welt in geziemender Art und Weise verlassen.

Die Abgesandten der Gemeinde hielten sich wesentlich länger im Empfangszimmer auf. Sie waren lebendig! Und wie starrköpfig die Leute sind. Sie wollen die Öffnung der Kirche erreichen. Na, was die so alles wollten. Zum örtlichen Sowjet muss man die schicken, zum örtlichen Sowjet, jawohl. Dort wird man ganz anders mit ihnen reden. Dort steht

die Miliz an der Türe.

„Wendet euch an den Ortssowjet!“ hörte ich die scharfe, schreiende Stimme des Diözesansekretärs. „Die Lösung eurer Frage ist in seiner Kompetenz.“ So macht man es. Genau so, Väterchen. Dabei ist dieses Gespräch in Amtssachen in vollem Einklang mit der Gesetzgebung des Staates, nach der die Lösung der Frage in die Kompetenz des Ortssowjets fällt. Nur eines ist unklar: warum sagen Sie „eurer Frage“? Ist der Fall für Sie ohne jede Bedeutung! Mit düsterer Miene schritten die Abgesandten der Gemeinde aus dem Empfangszimmer. „Was sollen wir denn jetzt tun, Hochwürden?“ wandten sie sich an mich. „Sie müssen mit dem regierenden Oberhirten, mit dem Erzbischof sprechen. Dieser hier ist nur der Diözesansekretär.“ „Aber wer lässt uns zum Erzbischof vor?“ „Gott lässt euch vor, Gott der Herr!“ Die Gemeindevertreter nahmen wieder ihre Plätze auf der Bank ein und ich begab mich zur Vorgesprache.

Der Diözesansekretär saß hinter einem voluminösen Schreibtisch in einem weitläufigen, mit Bücherkästen geschmückten Arbeitszimmer. Ein Blick auf die Reihen der Bücher genügte um zu wissen, dass hier unge-

heure Schätze angehäuft waren. Mir schwindelte der Kopf. Mein Gott, und für wen war das alles angeschafft worden! Bei meinem Eintreten gestattet es sich der Herr des Arbeitszimmers nicht aufzustehen. Schweigend blickte er mich an, mit unverhohlenem Triumph in den Augen, katzenhaft freundlich sah er mir in die Augen. „Nun, Vater Johann,“ sprach er endlich, – „so führt uns das Schicksal doch endlich wieder einmal zusammen.“ „So sehen wir uns wieder, Vater Innokentij.“ „Wie sich doch die Umstände gewandelt haben. Hätten sie sich vielleicht vor drei Jahren gedacht, dass wir uns unter solchen Verhältnissen wiedersehen?“ „Die Wege des Herrn sind unerforschlich.“ „Aber wie kommt es, dass Sie, ein gelehrter Mönchspriester, ein Professor, sich vom hohen Pfad der Weisheit abgewandt haben?“ „Dreist gesprochen: vom hohen Pfad der Weisheit!“ „Wieso dreist? Dort auf der Akademie war es leichter zu den Gipfeln hinter den Wolken zu gelangen, als zu Ihnen! Aber setzen Sie sich doch, Professor, setzen Sie sich, unser Gespräch wird lange dauern. Wie konnten Sie sich so plötzlich entschließen vom hohen Pfad der Weisheit herab zu kommen? Haben denn die Stu-

denten Sie nicht „Johannes den Evangelisten“ genannt? Ihre Artikel wurden in den „Theologischen Arbeiten“ gedruckt. Sehr gescheite Artikel! Ich habe sie mir manchmal angesehen. Ehrlich gesagt, verstanden habe ich wenig. Am Anfang hat mich das entmutigt, aber dann habe ich mir gedacht: „Was aber ist, wenn hinter all diesen gelehrten Worten nichts dahinter ist?“ Was sagen Sie, Herr Professor? Kann es sein, da ist wirklich nichts? Einzig allein Leere. Mir scheint, alle fühlen das, haben aber Angst es zuzugeben, damit man sie nicht für blöd hält. Echte Wahrheit ist immer verständlich. Die Heiligen Evangelisten, ihr Johannes der Evangelist, der echte natürlich, haben verständlich geschrieben.“ „Mein Gott!“ dachte ich mit Schrecken, „wahrscheinlich hat er die Apokalypse nie gelesen!“. „Wenig Nutzen hat man von solcher Weisheit,“ fuhr der Diözesansekretär fort. „Deswegen sind Sie wahrscheinlich immer noch einfacher Mönch, denn in zehn Jahren hätten Sie ja Zeit genug gehabt Bischof zu werden. Wird doch wohl so sein, dass man auch in Zagorsk diese Art von Gelehrsamkeit nicht so dringend benötigte. Deswegen hat man Sie doch wohl nach Sarsk in die Einöde von ‚Tmutarakan‘, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen, geschickt.“ „Ich sehe darin keine Tragödie, Vater Innokentij.“ „Sie werden schon sehen.“ „Alles liegt in Gottes Hand.“ „Natürlich liegt alles in Gottes Hand. Aber nicht umsonst sagt man: Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott. Haben Sie sich vielleicht aufgeregt nach der Prüfung, damals in Zagorsk ... Große Worte sprachen Sie über Byzanz. Wer braucht denn noch heute dieses Byzanz? Ich? Oder Sie in der Einöde? Byzanz hat es nie gegeben. Aber Tmutarakan, die gottverlassene Einöde, die gab es, die gibt es und die wird es immer geben. Wie Sie sich damals aufgeregt haben, Vater Johann, und jetzt, tut es Ihnen nicht leid?“ „Na, Sie haben sich aber damals auch aufgeführt wie ein Klotz. Haben die meiste Zeit geschwiegen. Es war schwierig vorauszusehen, dass Sie solche Aphorismen von sich geben könnten, wie über Tmutarakan und Byzanz. Für so etwas kann man unbesehen ein „Sehr gut“ geben.“ „Es tut Ihnen leid, ich sehe, es tut Ihnen leid. Na, ich bin Ihnen deshalb nicht böse. Obwohl ich Ihretwegen die Akademie nicht besuchen konnte.“ „Wozu brauchen Sie denn die Akademie?“ „Na sehen Sie, trotz alledem, ich bin Diözesansekretär, im Gebietszentrum, nicht in Tmutarakanien. Ich brauche so ein Papier, schon wegen des Prestiges und ich werde es bekommen. Und Sie werden mir die Doktorarbeit schreiben. Schauen Sie mich doch nicht so an. Sie werden sie schreiben! Aber sagen Sie, weswegen schickt man Sie denn von der Akademie nach

Sarsk?“ „Ich bin Priester, und ein Priester soll dienen.“ „Sie sind doch auch Professor!“ „Zu allererst Priester. Professor, das ist zweitrangig.“ „Das haben aber Sie gesagt. Also zweitrangig. Da bin ich mit Ihnen einer Meinung. Aber Sie haben mir meine Frage nicht beantwortet. Warum schickt man Sie von der Akademie weg?“ „Was ist das, ein Verhör?“ erwiderte ich erregt. „Ein Gespräch zwischen Vorgesetztem und Untergebenem. Als Ihr Chef muss ich wissen, warum man Sie von der Lehrtätigkeit an der Akademie entfernt hat.“ „Lassen Sie uns die Punkte auf dem „i“ richtig setzen. Mein Vorgesetzter ist nicht der Diözesansekretär, sondern der regierende Oberhirte. Das zum ersten. Zum zweiten, da unser Gespräch einen offiziellen Charakter bekommen hat, darf ich Ihnen mitteilen, dass in der mir zugekommenen amtlichen Mitteilung steht, dass ich zur Verfügung des hier regierenden Oberhirten abberufen werde. Über Sarsk steht dort nichts. In der Urkunde ist auch nicht angegeben, von welchen Motiven die führenden Geistlichen unserer Kirche geleitet waren, als sie diesen Beschluss fassten.“ „Ach ja, so sind Sie. Sie geraten schon wieder in Hitze. Vergessen Sie aber nie, dass Sie hier nicht in der Akademie sind. Vor Ihnen steht auch kein Schüler mehr. Das zuerst. Zweitens, Sie haben eine irriige Vorstellung von der realen Lage in der Diözese und ... von den Vollmachten eines Diözesansekretärs.“ „Ich ziehe es vor, bei meinen irrigen Vorstellungen zu bleiben. Ich glaube nicht, dass zwischen uns ein langes Gespräch zustande kommt. Ich hätte gerne das Dokument über meine Ernennung erhalten und – das Fahrgeld. Eventuell gegen Quittung. Ich besitze keine Kopeke mehr.“ „Das Ernennungsdekret können Sie haben. Was Ihre zweite Bitte betrifft ... Es erstaunt mich, dass Sie ohne jedes Bargeld sind.“ „Gut. Der Erhalt des Dokuments genügt auch.“ In diesem Augenblick läutete das Telefon. Langsam nahm Vater Innokentij den Hörer ab. „Guten Tag. Ich bitte um Ihren Segen, Exzellenz.“ Er sprach es fließend, ohne Atemholen, mit Würde. „Danke, nur Routinesachen. Keine ernsthaften Fragen. Vater Johann?“ Die Brauen des Diözesansekretärs hoben sich in unwillkürlichem Erstaunen. „Er ist hier, bei mir. Jawohl. Selbstverständlich. Geben Sie Ihren Segen.“ Langsam legte der Diözesansekretär den Hörer auf und nach einer bedeutsam langen Pause sprach er kalt: „Der Erzbischof befiehlt Sie zu sich auf seine Datscha, er lädt nicht ein, er befiehlt. Der Diözesanchauffeur bringt Sie hin. Ich gebe sofort den Auftrag. Von Ihnen verabschiede ich mich nicht,“ sagte er trocken, „Sie müssen ja noch zu mir zurückkommen, Ihre Ernennung abholen.“

Die Datscha des Erzbischofs lag in einem Vorort, im Grünen am Rande der Stadt. Eine äußerst gepflegte, asphaltierte Straße führte dorthin. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich hohe, stumme Zäune hin. Fast alle zweihundert Meter ein Milizposten. Hinter den von Tannen verdeckten Zäunen liegen die Villen der Stadtväter. Und mitten unter ihnen die Datscha des Oberhirten der Russisch-Orthodoxen Kirche. Wenn sich auch die atheistische Propaganda „entwickelt“ und „vertieft“, wenn auch der „unversöhnliche ideologische Kampf“ weiter geführt wird, auf der Ebene des Establishments leben Materialismus und Idealismus bestens und friedlich zusammen. Paradox? wer kann das wissen ...

Das Auto bog von der Chaussee ab und fuhr auf ein mächtiges hölzernes Tor zu. Solche Tore besaßen wohl die alten russischen Städte und Festungen. Neben dem Tor war ein Wächterhäuschen. Daraus trat ein Milizionär hervor, stand stramm und salutierte. Was für ein Wunder! Ja.. Wunder über Wunder ... doch die Gemeindebittsteller, die hätte er wohl nicht zum Erzbischof vorgelassen ...

Lautlos öffneten sich die Tore. So leise, dass ich zuerst dachte, sie seien elektronisch gesteuert. Aber nein. Ein freundlicher alter Pförtner öffnete sie mit Hilfe einer Winde. Er verneigte sich tief, nicht vor mir, denn er konnte mich ja durch die dunklen Scheiben der Limousine nicht sehen, er verneigte sich vor dem Auto.

Wir fuhren vor ein einstöckiges kleines Palais. Ein junger Mann in Sou-tane trat rasch herzu, öffnete die Autotüre für mich und tat, als wolle er mir beim Aussteigen aus dem glitzernden Wunderwerk des 20. Jahrhunderts behilflich sein. Er bat mich ins Haus. Der Salon, in den man mich führte, erinnerte an den Empfangssaal eines Aristokraten des 18. Jahrhunderts. Seiner architektonischen Gestaltung nach konnte man den Sommersitz des Erzbischofs ohne weiteres als Palais bezeichnen, wenn auch der pompöse Luxus der Innenausstattung für mich überraschend wirkte. Vergoldungen, riesige Spiegel, alte Gobelins und Bilder in massiven geschnitzten Rahmen, die Decke al fresco, ein spiegelglattes Parkett, ein Porzellankamin, an den Wänden hingen zur Zierde japanische gemalte Teller und Fächer.. all dies bildete einen grellen Kontrast zu jener Welt aus der ich gerade gekommen war. Leicht geblendet, wie ich



war, bemerkte ich nicht, dass der Erzbischof eingetreten war. Mit leichten, raschen Schritten kam er auch mich zu. Er trug nur eine einfache Soutane, ohne Panageia, ohne jeden Schmuck. Dieser Umstand und die ungewöhnliche Art des Empfanges zeugten offensichtlich davon, dass er mich inoffiziell und vertraulich zu sprechen wünschte. Das ließ mich sofort auf der Hut sein.

„Vater Johann, wie freue ich mich Sie zu sehen!“ rief er mir mit solch natürlicher Herzlichkeit zu, dass ich aus dem Gleichgewicht geriet. Nach all den üblen Vorkommnissen, die mich in den letzten Monaten betroffen hatten, war ich auf so etwas nicht vorbereitet. Der Erzbischof erteilte mir seinen Segen. Mir schien, dass seine klugen, durchdringenden Augen meine Gedanken lasen. Jedoch er beteuerte nicht noch einmal wie froh er wäre, mich zu sehen. Er sagte: „Wir sind einander schon begegnet ... bei den theologischen Gespräche in Zagorsk, auf der Konferenz in Leningrad. Ihr Vortrag dort hat mich tief beeindruckt. Und nun gefällt es Gott, dass wir wieder zusammentreffen ... Wollen wir hier Platz nehmen oder wollen Sie mit mir, wenn Sie nicht zu müde sind, im Garten spazieren gehen?“ „Ich bin nicht müde, Exzellenz“ „Nun wunderbar. Dann gehen wir spazieren und in der Zwischenzeit wird man für uns das Mittagessen vorbereiten.“ Wir gingen hinaus in den Garten und schritten eine Weile schweigend durch die Allee. Der herbe Duft der Tannen erfülle die Luft, der sanfte Wohlgeruch der Blumen gesellte sich hinzu, die Blätter rauschten leise und Vogelgezwitscher ertönte. Kein störender Laut unterbrach die wohltuende Stille dieses von der Welt abgeschiedenen Stückchens Erde. Der Erzbischof fühlte meinen Seelenzustand. „Ein goldener Käfig“, bemerkte er düster. „Diese stumme Holzwand, das Tor und die Miliz daneben, das aufmerksame Personal im Haus, alles gibt mir das unerträgliche Gefühl ein Gefangener zu sein.“ Diese Erklärung des Erzbischofs brachte mich in Verlegenheit. Ich wusste nicht, wie ich auf diese Worte reagieren sollte. Vertraute er mir tatsächlich so sehr, dass er sich eine solche Aussage gestattete? Natürlich kann ein Mann, den man seiner Überzeugung wegen in die Einöde von Tmutarakan verschickt, kaum ein heimlicher Spitzel sein. Aber was gibt es nicht alles auf dieser sündigen Welt? Von Spitzeln unter Gefangenen in Gefängnissen und Lagern hatte man mir schon viel erzählt. Will mich Seine Exzellenz vielleicht zur Offenheit provozieren? Ist der Aufenthalt im goldenen Käfig ihm tatsächlich so unerträglich? Hat nicht er diesen mit solcher

Liebe mit japanischen Tellerchen und Fächern, mit Bildern von Fragonard, Creuze und, Gott verzeihe ihm, von Boucher, ausgestattet? Denn eines der Bilder, schien mir, war ein echter Boucher. Ist es nicht auch infam, sich einen Gefangenen zu nennen, wenn man selbst in einem goldenen Käfig lebt, aber das Martyrium jener kennt, die in Solowki ihr Golgatha erlitten und in anderen nicht weniger entfernten Orten. Gleichzeitig kam mir wie ein Blitz der Gedanke: „Mein Gott, wie weit sind wir gekommen, wenn ein offenes Gespräch zwischen einem Bischof und seinem Priester unmöglich wird, wenn der eine dem anderen nicht mehr vertraut und sie einander fürchten! Welch ein Wunder, dass die Kirche dabei noch fortbestehen konnte.“ Was immer für Gedanken der Erzbischof hegen mochte, was, – beschloss ich bei mir, – hätte ich zu verlieren. Hinter Tmutarakan kommt immer nur noch Tmutarakan. Meine Verwirrung blieb dem Erzbischof nicht verborgen. Seine Miene verdüsterte sich leicht. „Ich hoffe, meine freimütigen Äußerungen haben Sie nicht schockiert,“ sagte er. „Ich weiß, mit wem ich rede. Ich weiß, dass man Ihnen trauen darf. Ihnen zu erklären, warum ich meinen goldenen Käfig nicht verlasse, denn seine Türe scheint ja offen zu sein, ist wahrscheinlich sinnlos. Ich bin Oberhirte. Aber ist es von prinzipieller Bedeutung, dass mein Käfig aus Gold und nicht aus Eisen gemacht ist?“ Er blickte mich fragend an, als ob er Unterstützung von meiner Seite erwarte. Ich senkte den Blick und sagte nichts. Seine Düsterteit steigerte sich. Als wolle er sich rechtfertigen, sprach er gar nicht zusammenhängend davon, dass sein Rang ihm bestimmte Verpflichtungen auferlege, dass er im Interesse der Kirche offizielle und inoffizielle Beziehungen zu den einflussreichen Leuten in der Welt hier aufrecht erhalten müsse, dies aber brächte es mit sich, dass die unter ihnen gebräuchlichen Normen der Etikette einzuhalten sind, woraus sich ergibt, dass ein goldener Käfig besser und nützlicher sei als einer aus Eisen. Seine Einschätzung entbehrte nicht einer gewissen Logik und trotzdem ... er war deutlich unzufrieden. Das Gespräch verlief nicht in der gewünschten Richtung. Offensichtlich beabsichtigte der Erzbischof mich durch seine Offenheit zu beeindrucken, die durch den ihm umgebenden Komfort und den Luxus des Palais diesen Eindruck noch verstärken sollten. Leicht war auch meine Reaktion auf das Bezeugen von Sympathie und Mitgefühl voraussehbar, wie sie auf mich, einen in Ungnade gefallenen Priester wirken musste, besonders nach dem Empfang, den diesem Priester der Diözesansekretär bereitet hatte.

Halt, halt! – befahl ich mir selbst. Führten meine Gedanken und Assoziationen hier nicht zu weit. Was für einen Vorteil hätte denn der Erzbischof, wenn er mir seine Einstellung mir gegenüber zeigt. Welchen Nutzen hätte er davon, dass er mich in seine Residenz einlädt und vertrauliche Gespräche führt? Keinen. Aber Schaden ist immer möglich. Was kostet es denn den besagten Diözesansekretär, wenn er über meinen Besuch hier, und das noch ausgeschmückt, der Umgebung des Patriarchen berichtet? Irgendwann werden sie es den Erzbischof büßen lassen, im für ihn ungünstigsten Moment werden sie die Rechnung begleichen. Solche Dinge beherrschen die ganz virtuos. Wie oft hatte ich schon mit Bedauern mein Talent bemerkt, die Beziehungen zu Menschen zu zerstören, die mit mir sympathisierten und die mir in schwierigen Zeiten zu Hilfe kommen wollten. „Exzellenz, verzeihen Sie mir.“ „Nein, nein ich habe Ihnen nichts vorzuwerfen. In meinen Worten war ein Kern des Bösen. Wir sind alle sündige Menschen und ich wahrscheinlich mehr als andere. War ich doch nicht tief aufrichtig, als ich Ihnen versicherte, dass mich im goldenen Käfig nur mein Pflichtgefühl zurückhält.“ Der Erzbischof betrachtete seinen gepflegten Garten, in den nicht ein Laut aus jener anderen Welt drang, wo die Disharmonie herrscht, wo Verbrechen begangen werden, wo die Menschen leiden und sterben. Wieder verdüsterte ein Schatten sein Gesicht. Eine Zeit lang schritten wir beide schweigend dahin. „Wie geht es dem hochheiligen Patriarchen?“ fragte Exzellenz schließlich. „Ich war schon lange nicht in Moskau.“ Diese Frage war keineswegs ein höflicher Versuch das Thema zu wechseln. Im durchdringenden Blick meines Gesprächspartners glitzerte aufmerksamstes Interesse. In meinem Kopf blitzte kurz der Gedanke auf: Ist es diese Frage, derentwegen ich hierher geladen wurde? Die Gerüchte über die Verschlechterung des Gesundheitszustandes des Patriarchen hatten sich weit verbreitet. Einige Geistliche legten bereits Patienen mit den Namen der aussichtsreichsten Kandidaten für die Nachfolge. Im Synod herrschte gesteigerte Nervosität. Die Satelliten in der Umgebung des Patriarchen zeigten Besorgnis. In dieser Lage war es verständlich, dass mein neuer Oberhirte den Wunsch hatte, neueste Informationen von einem Mann zu hören, der gerade aus Moskau kam. Umso mehr, als der Erzbischof allen Grund hatte besonderes Interesse an diesem Thema zu haben. Die Beziehung des Patriarchen zu ihm war, höflich ausgedrückt, nicht wohlgeneigt. Dafür gab es auch Gründe. Der Erzbischof gehörte zur Gruppe um den verstorbenen Metropoliten

zur Gruppe um den verstorbenen Metropoliten Nikodim, der einmal der unbestrittene Führer der Kirche war. Beinahe wäre er auch Patriarch geworden, denn wie man sagt, er hatte schon an der Robe arbeiten lassen, so sehr war er von seiner Wahl überzeugt. Die Machthaber allerdings entschieden anders. Die glänzende Begabung Nikodims, trotz all seines Konformismus und der unbestrittenen Loyalität, gaben doch Anlass zur Sorge: was ist, wenn er auf einmal doch Taten setzt? Pimen war da verständlicher und näher stehend. Er pflückte keine Sterne vom Himmel, seine Interessen und seine Mentalität waren primitiv, sie glichen der „von denen“, die sein Geschick entschieden. Er glich ihnen wie ihr kirchliches Ebenbild, letztendlich war er ein Spross desselben Systems. Daher war es nur natürlich, dass sie ihn Nikodim vorzogen. Nikodim hielt dem Schlag, der ihn traf nicht stand. Er starb an einem Herzanfall während einer Audienz beim Papst im Alter von erst neunundvierzig Jahren. Nikodim starb, doch seine Anhänger blieben, die von ihm geweihten Bischöfe, die seinen Konformismus und seine Flexibilität erschlossen hatten, aber wie alle Epigonen, nicht über die Weite und Tiefe seiner Ansichten verfügten. In Ungnade beim Inhaber des Thrones der Kirche, verstreut über verschiedene Diözesen, blieben sie doch untereinander in Verbindung, unterstützten einander und bildeten in gewissem Sinne eine eng geschlossene Gruppe innerhalb der Kirche. Sogar in ihrem Äußeren waren sie einander ähnlich, nicht nur in der Art des Betragens, der Modulation der Stimme, sogar, wie mir schien, in den Gesichtszügen. Wenn ich so meinen Gesprächspartner von der Seite betrachtete, konnte ich über diesen Umstand stets von neuem staunen.

So, so. Den Erzbischof interessierte der Gesundheitszustand des Patriarchen. Für die Nikodimier, wie auch für die Satelliten des Patriarchen, war dies eine gleichermaßen schmerzliche Frage. „Was soll ich Ihnen sagen,“ murmelte ich. „Ich weiß nur eines. Der Aufenthalt in Karlsbad ist dem Hochheiligsten nicht bekommen. Er wollte nicht dorthin fahren, aber „die da“ haben darauf bestanden, eine solche Gelegenheit lässt man sich doch nicht entgehen! Und das ist das Ergebnis. Im übrigen ist Diabetes eine schwer vorhersehbare Krankheit. Es kann sich alles sehr rasch entscheiden, aber der Patriarch kann auch noch fünf, ja zehn Jahre leben. Im übrigen, geht es ihm zur Zeit besser.“

„Denken Sie bitte nicht, ich wünschte sein Ableben, aber es ist eine un-

bestreitbare Tatsache, dass dies das schändlichste Pontifikat in der Geschichte unserer Kirche ist und der einzige Dienst, den er seiner Kirche leisten könnte, wäre der, sich zur ewigen Ruhe zu begeben.“ „Er verlässt diese Welt noch nicht. Dabei ist er hier auch nicht wichtig. Es gibt einflussreiche Kräfte, die daran interessiert sind, dass dieses, wie Sie es nennen, schändlichste, Pontifikat so lange wie möglich fortbesteht.“ „Ich weiß, ich weiß. Aber ich muss Ihnen sagen, dass die Machthaber einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn sie auf solche Leute wie Pimen setzen. Selbstverständlich hat man sie leichter in der Hand, und sie sind leichter zu lenken. Aber die Lage im Land kann sich ändern, kann außer Kontrolle geraten. Können denn dann die Bischöfe und Priester, die sich in den Augen der Gläubigen derart kompromittiert haben, diese beruhigen und werden sie ihnen folgen? Man wird sie aus den Kirchen und von den Bischofssitzen verjagen. Und ihre Plätze werden unerträgliche Fanatiker und Demagogen einnehmen. In der Kirche und im Land entsteht Chaos. Das ist es, was uns droht. Metropolit Nikodim hat es vorausgesehen. Er wollte die Kirche erneuern, umwandeln zum Wohle der Kirche selbst und des Staates, aber man hat ihn nicht verstanden. Man hat gar nicht versucht, ihn zu verstehen.“ „Sie nehmen an,“ bemerkte ich vorsichtig, „dass man die Kirche durch Kaderumbesetzungen umwandeln kann und das von oben, unter der Mitwirkung des Staates?“ „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Die Kirche lebt und wird gewandelt durch den Heiligen Geist. Daran gibt es keinen Zweifel. Aber die Kirche verwirklicht ihre Heilsmission auf dieser sündigen Erde. So haben wir es hier nicht nur mit von Gott erwählten Heiligen zu tun, sondern mit solchen Leuten wie Vater Innokentij.“ „Was hindert Sie als regierender Oberhirte sich von Vater Innokentij zu befreien?“ „Er ist mein Kreuz, der Vater Innokentij. Es ist meine Schuld vor Gott und der Kirche, dass ich ihn zum Diakon und danach zum Priester geweiht habe. Ich habe ihn nicht gleich durchschaut und als ich ihn erkannte, war es bereits zu spät. Vor sieben Jahren tauchte er in der Kathedrale auf. Er diente am Altar, erst als Subdiakon und obwohl er kein Ausbund von Geist und Wissen war, war er sehr diensteifrig. Den Kirchendienst begriff er rasch. Er betete inbrünstig. Mit einem Wort – ein Diener Gottes. In der Kirche mangelte es an einem Diakon. Er bat um die Weihe. Damals hatte ich keine Zweifel. Den Gottesdienst kennt er, er ist strebsam, bescheiden. Als die Frage der Priesterweihe auftauchte kamen mir bereits Zweifel. Um ein Hirte zu sein braucht man andere Qualitäten, die ich in ihm nicht fand.

Die Situation gestaltete sich jedoch so, dass alle von mir vorgeschlagenen Kandidaten für die vakante Stelle eines Priesters an der Kathedrale vom Bevollmächtigten des Rates für Religiöse Angelegenheiten abgelehnt wurden. Die Kandidatur von Innokentij passierte ohne einen Laut. Damals kam mir zuerst der Verdacht, der Vater Innokentij sei nicht so einfältig wie er schien. Dieselbe Geschichte wiederholte sich, als es um die Auswahl eines Kandidaten für den Posten des Diözesansekretärs ging. Nun wurde mir mit einem Male klar, dass ich an Händen und Füßen gebunden bin. Meine Versuche ihn zu versetzen führten zu nichts. Es gibt keinen Zweifel, dass wenn die beinharte Frage gestellt wird „er oder ich“, das Los nicht zu meinen Gunsten ausfällt. Nun hatte ich das quälende Problem, habe ich das Recht ihm die Diözese zu überlassen? Verstehen Sie mich recht. Ich wollte keine Versetzung in eine andere Diözese, eine Entfernung für immer. In Wahrheit stellt sich doch die Frage, dürfen wir unseren Platz solchen Leuten wie Vater Innokentij überlassen? Ich glaube, nein. So entstand die skurrile Situation, wo ich gezwungen bin seine Gegenwart neben mir zu ertragen, ohne die Kraft irgendetwas zu ändern. Offen gesagt, meine Stimmung sinkt sofort nur bei dem Gedanken daran, dass ich in die Diözesanverwaltung fahren muss. Ein Treffen mit Innokentij, sogar die einfache Erwähnung seiner Person, verursacht mir physisches Unbehagen, ein Gefühl der Übelkeit.. als greife man in etwas Glitschiges, Unreines.. So vergebe mir Gott.“ Eine Grimasse des Ekels verzerrte das Gesicht des Erzbischofs. „Ich tue was ich kann,“ sagte er, „um ihn von hier fern zu halten. Ich bin überzeugt, er verpasst seine Chance nicht.“ Alles was der Erzbischof schilderte, war mir vertraut und bekannt. Es war eine Pattsituation, eine Sackgasse, eine Situation wie sie für das kirchliche Leben auf allen Ebenen typisch ist, wo das einander Gegenüberstehen der beiden Seiten jede Initiative und jeden Willen zum Handeln lähmt. Noch etwas war klar. In diesem Gegenüberstehen zeigte sich auch eine dritte Seite, unsichtbar und mächtig, bei der alle Fäden zusammenliefen und die an der Stagnation und Lähmung des kirchlichen Lebens interessiert war. Was den Vater Innokentij anbelangt, war er nicht mehr und nicht weniger als eine Marionette, wie übrigens auch der Erzbischof selbst. Wenn man es so betrachtete, war zwischen ihnen kein großer Unterschied. Ja, es war kein großer Unterschied zwischen dem Gauner Innokentij und dem gebildeten, gescheiterten, intelligenten Erzbischof, der unter normalen Umständen ein guter, ja sogar ein sehr guter Bischof gewesen wäre. „Meine Lage